

Diskussionsbeiträge zur Schlußveranstaltung: Kultur und gesellschaftliche Entwicklung - eine Podiumsdiskussion

Levy, René; Lutz, Burkart; Münch, Richard; Fischer-Kowalski, Marina

Veröffentlichungsversion / Published Version

Konferenzbeitrag / conference paper

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Levy, R., Lutz, B., Münch, R., & Fischer-Kowalski, M. (1989). Diskussionsbeiträge zur Schlußveranstaltung: Kultur und gesellschaftliche Entwicklung - eine Podiumsdiskussion. In M. Haller, H.-J. Hoffmann-Nowotny, & W. Zapf (Hrsg.), *Kultur und Gesellschaft: Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentags, des 11. Österreichischen Soziologentags und des 8. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Zürich 1988* (S. 711-719). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-406146>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Diskussionsbeitrag

René Levy

Ich gestehe, dass ich mit diesem Zugang zu Gesellschaft eine Schwierigkeit habe – und damit natürlich mit dem Kongressthema, da er dieses Thema ganz direkt ausarbeitet. Ich greife zunächst einen Gedanken Galtungs auf und versuche, gewisse Vorlieben und Schwierigkeiten beim theoretischen Modellieren gesellschaftlicher Verhältnisse aufgrund sehr allgemeiner, in unseren Theorien oft eher als Formelemente denn als explizite Inhalte vorkommende kosmologische Schemata zu verstehen, die wir als Mitglieder der abendländischen Zivilisation gründlich internalisiert haben.

Mich frappiert beispielsweise, dass wir – entgegen theoretischen Einsichten – immer wieder irritiert sind, wenn wir es mit Widersprüchen zu tun haben; wir tun uns schwer, mit ihnen umzugehen. Mir scheint, dass wir sie im Grunde genommen wegwünschen, nicht explizit in unseren Theorien, aber in den intuitiven Vorstellungen, die für unser Handeln als Soziologen eine nicht zu übersehende Bedeutung haben. Da wäre wohl ein Blick nach Asien, wie ihn Münch empfiehlt, tatsächlich interessant, beispielsweise hinsichtlich der Vorstellungen über Yin und Yang. Diese beinhalten ja auch eine spezifische Umgehungsweise mit Widersprüchen, die anders ist als unsere »mesopotamische«, nach der man das Eine (Gute) vom Anderen (Bösen) trennen will, um das Böse endgültig loszuwerden und nur noch Eins (das Gute) zu haben, also die Widersprüche aus der Welt zu schaffen. Dies wäre ja bei Lichte betrachtet nur möglich, wenn die Widersprüche als sekundär, der Realität nicht notwendig innewohnend betrachtet werden. Die Yin-Yang-Vorstellung ist demgegenüber ein Modell des mehrschichtigen Ineinanderverwobenseins komplementärer Prinzipien, deren dynamisches Verhältnis man mit nüancierten checks and balances zu verschieben hoffen kann. Ich meine, sie sei der gesellschaftlichen Realität angemessener und geeignet, schlechte Dichotomien wie etwa Individualismus/Holismus zu überwinden.

Die Schwierigkeit, uns gesellschaftliche Sachverhalte nicht dichotomisch oder gar manichäisch vorzustellen, hat eine besondere nachhaltige Grundlage im guten alten Streit zwischen Idealismus und Materialismus gefunden; ihre Präsenz ist auch heute noch augenfällig.

Doch zurück zu meiner »Schwierigkeit«. Ich bin unfähig, Gesellschaft und Kultur als auf gleicher Ebene stehend zu konzipieren, ich kann Gesellschaft ohne

Kultur, gewissermassen als ein Anderes von Kultur nicht denken. Kultur ist für mich entweder ein Teil der Gesellschaft, im Sinn gewisser Institutionen oder symbolischer Strukturen, oder ein Aspekt von gesellschaftlicher Organisation, im Sinne einer theoretischen Dimension (mit Organisation sind hier nicht nur intentionale Akte gemeint, sondern intendierte wie unintendierte, aggregierte und emergente Prozesse sozialer Differenzierung und deren Resultate). Ob wir nun an konkrete Kulturprodukte denken oder an bestimmte Ideen, Ideologien oder Philosophien, die eine gewisse soziale Bedeutung haben – als Soziologen können wir sie nicht auf ihren ideellen Gehalt reduzieren und sie interpretieren wie ein Gedicht oder einen sumerischen Tontafel-Text. Sie müssen uns interessieren, insofern sie eine soziale Existenz haben, d.h. insofern sie von sozialen Gruppen geteilt oder bekämpft, elaboriert, verbreitet, gegen andere verteidigt, in ihre Identität eingebaut werden usw. Wenn wir Kultur als gewissermassen separate ontologische Sphäre behandeln, die nicht von vornherein sozialer Natur ist, so verfallen wir meiner Ansicht nach in unsoziologischen Idealismus – den ich selbstredend niemandem verbieten will, aber nicht als befriedigenden Habitus für Soziolog/inn/en akzeptieren würde.

Ich möchte das konkretisieren am Beispiel der Vorstellungen über *ideologische* oder allgemeiner *ideelle Kohärenz*, mit denen die meisten von uns laufend arbeiten und wie sie u.a. in den Theorien über kognitive Konsonanz bzw. Dissonanz formuliert sind. Zu deren Grundprinzipien gehört ja die Idee, dass Inkohärenz bzw. Widersprüche (etwa zwischen der positiven Bewertung einer Bezugsgruppe und der eintreffenden Information, sie handle verachtenswert) subjektiv als Spannungen erlebt werden, welche man mittels diverser kognitiver Techniken abzubauen oder zu vermeiden sucht. Wir gehen oft davon aus, dass ideelle Kohärenz – für uns Intellektuelle und philosophisch geschulte Erben der abendländischen Tradition ein hoch besetzter subkultureller Wert – ein allgemein menschliches Denk- und Fühlprinzip sei und vergessen darob, dass sie auch, vielleicht sogar in erster Linie, sozialer Normierung und Definition unterliegt. Was für uns Intellektuelle und Soziologen eine schreiende Inkohärenz sein kann, mag für gewisse Gruppen diesen Charakter überhaupt nicht haben und deshalb für sie auch kein kognitives Problem darstellen. Daraus folgt die Selbstverständlichkeit, dass man Probleme ideologischer Kohärenz nicht identifizieren kann durch eine bloss ideelle oder logische Analyse, vom gesellschaftlichen Kontext abgelöst, gewissermassen im Horizont eines allgemein, nicht gruppen- und damit (sub-)kulturbezogenen Stimmigkeitsverständnisses. Wäre Kultur ausserhalb von Gesellschaft anzusiedeln und könnten wir einen direkten Zugang zu ihr gewinnen, wäre eine solche Methode denkbar; diese Voraussetzungen sind aber meiner Ansicht nach nicht gegeben.

Burkart Lutz:

Liege ich richtig, wenn ich Sie folgendermaßen interpretiere: Das offenkundige aktuelle Interesse der Soziologen an Kultur gilt nicht einer Sache, mit der sie sich bisher überhaupt nicht beschäftigt und die sie in Theorie und Empirie völlig vernachlässigt haben; vielmehr ist der Kulturbegriff nur so etwas wie eine begriffliche Krücke, mit der wir versuchen, einen anderen und erweiterten Zugang zu unserem nach wie vor gleichen Objekt zu finden. Oder, um das sehr suggestive Bild von Thomas Luckmann in der Einleitungsveranstaltung nochmals aufzunehmen: Während Richard Münch der heutigen Soziologie vorwirft, Kultur als die Mansarde zu betrachten, als den leichten Überbau über dem festgefügtten Haus der Gesellschaft, scheinen Sie ja sehr viel mehr Luckmanns eigener Position nahezustehen, der Kultur als den Zement betrachtet, der alles zusammenhält, auch die Quader im Fundament.

Ich bin mir also nicht sicher, ob Sie und Richard Münch nur zwei unterschiedliche Zugänge zur gleichen Sache vertreten, oder ob Sie nicht doch unterschiedliche Sachen im Auge haben.

René Levy:

Wir haben eben nicht *einen* Begriff von Kultur, sondern sehr viele, verwenden das Wort als Kürzel für ganz verschiedene Dinge. Das Ungesagte bleibt beim Reden von Kultur nicht stabil, und genau dieses Ungesagte betrifft die Verschiedenheiten dessen, das wir falsch homogenisierend als Kultur bezeichnen.

Zunächst schiene es mir wenig zu bringen, »Kultur« gleich zu verwenden wie in der Sozial- und Kulturanthropologie, wo der Begriff meist alles bezeichnet, was nicht Natur ist. Kultur wird dann zum Synonym von Gesellschaft; wir können in diesem Sinne genauso gut etwa von Stammeskulturen wie von Stammesgesellschaften sprechen.

Betrachtet man Kultur als einen allgemeinen Aspekt gesellschaftlicher Organisation, so ist sie ein Grundbegriff der Soziologie, also einer von Luckmanns Quadern im Fundament.

Betrachtet man sie als eine spezifische Kategorie sozialer Gebilde oder Teilsysteme, so wird sie je nachdem zu einer Backsteinsorte oder zu einer Komponente des Zements (gesellschaftliche Integration wird ja nicht ausschliesslich ideologisch bzw. kulturell bewerkstelligt).

Denkt man eher an gewisse gesellschaftliche Hervorbringungen, an kulturelle Produkte im engsten, wenn auch nicht unbedingt elitären Sinne, dann sind eini-

ge davon vielleicht eher in der Mansarde anzusiedeln, aber gewiss nicht alle per definitionem.

Es wäre undurchführbar, diese sehr verschiedenen, wenn auch miteinander verbundenen Bedeutungen begrifflich sauber zu trennen. Ebenso unmöglich ist es aber dann, auf sie alle gleichermassen zutreffende Aussagen über »Kultur« zu machen, die über ein schnell erreichtes Minimum hinausgehen.

Meine Schwierigkeit entsteht da, wo die Trennung von Kultur und Gesellschaft gewissermassen ontologisch überhöht wird, indem man Kulturelles oder Sinnhaftes als eine eigene, vom Gesellschaftlichen abzuhebende Realitätsebene postuliert, die bald über, bald unter dem Gesellschaftlichen lokalisiert wird. Wir berühren damit erneut die Frage unserer prinzipiellen Realitätsmodelle, nicht nur Gesellschaft betreffend, also unserer expliziten oder impliziten Kosmologien. Die Metaphorik, die sich mir polemisch anbietet, ist aufschlussreich. Das Wichtige ist entweder »grundlegend«, also »tief« und unten, oder es ist übergeordnet, »höher« und oben . . .

Als Soziologe finde ich solches Denken höchst spannend, kann es aber selbst nicht praktizieren. Ich kann Kultur, also Ideen, die eine soziale Existenz haben, d.h. Denkschemata, Deutungsmuster, Normen, Werte usw. nicht denken überhalb, unterhalb, also jedenfalls *ausserhalb* von Gesellschaft. Wenn ich Kultur als Grundaspekt sozialer Organisation verstehe, ist ihr Anderes für mich Struktur (z.B. Machtverhältnisse oder Arbeitsteilung) und nicht Gesellschaft – erst *beide zusammen* machen die spezifische Organisation einer Gesellschaft aus. Kultur ist als Ganzes auch nicht grundlegend homogener als andere Aspekte gesellschaftlichen Lebens; ihre Differenzierungslinien hängen direkt oder indirekt mit strukturellen Differenzierungen zusammen. Das eine ist mit dem anderen in variablem Ausmass und vielfältig verknüpft, was nicht heisst, dass diese Interdependenz im konkreten Fall unaufschlüsselbar wäre.

Von da ausgehend ist es sicher möglich, einige allgemeine, plausible Hypothesen über das Verhältnis von Struktur und Kultur aufzustellen. Um eine mögliche Konkretisierung nicht schuldig zu bleiben, gleich ein Vorschlag für solche allgemeinen Hypothesen: Das Verhältnis dieser beiden Aspekte sozialer Organisation ist durch Interdependenz bei relativer Autonomie charakterisiert; weiter dadurch, dass Strukturwandel im allgemeinen Kulturwandel eher beeinflusst als von diesem beeinflusst wird; die Interdependenz ist also tendenziell asymmetrisch. In wenig strukturierten Situationen oder bei starkem Strukturwandel wirken kulturelle Faktoren stärker als in stark strukturierten oder strukturell stabilen Situationen. Usw. . . .

Ein solcher Versuch ist nicht uninteressant, wird aber nicht sehr weit führen können, weil gerade wegen der soeben postulierten Wandelbarkeit der Interdependenzverhältnisse notwendigerweise ein Spielraum zwischen allgemeinen

Aussagen und konkreten Situationen bestehen bleibt. Nur auf dieser sehr allgemeinen Ebene stellt sich übrigens das Problem der »kausalen Priorität« als Huhn- und-Ei-Frage: Wir haben mit der Analyse gegenseitiger Beeinflussungsverhältnisse kultureller und struktureller Phänomene oder Aspekte (meist handelt es sich ja um Aspekte eines gleichen Phänomens) keine grundsätzlichen Probleme, solange wir konkrete und historisch situierte Erscheinungen interpretieren. Solche grundsätzlichen Probleme stellen sich typischerweise erst dann, wenn wir Aussagen über die Beziehungen zwischen dem »Prinzip Huhn« und dem »Prinzip Ei« (also z.B. über Kultur und Struktur als generelle, überzeitliche und transkulturelle Grunddimensionen) formulieren wollen.

Was hier wohl zur Debatte steht, ist die Frage, wie wir eigentlich die Natur der Gesellschaft denken, wie wir Gesellschaft einordnen in unser gesamtes Bild der Welt (das gewiss selbstreferentiell ist – doch beantwortet diese Feststellung die hier gestellte Frage nicht). Wenn wir immer noch hin- und herpendeln in der alten, absolut und nicht dialektisch gedachten Polarität von Idealismus kontra Materialismus ohne legitime Zwischen- oder Ausserhalb-Position, machen wir es uns meiner Ansicht nach unnötig schwer, das Soziale als einen *Realitätstyp eigener Art* zu betrachten, der kulturelle und strukturelle Aspekte hat, aber nicht auf andere Realitätstypen (etwa biologischer Art »darunter« und ideeller Art »darüber«) rückführbar ist. Ich würde also, höchst banal, dafür plädieren, als unseren Gegenstandsbereich »menschliches Leben in organisierten sozialen Zusammenhängen« anzusehen, aber diese in theoretisch dichter und reichhaltiger Form zu fassen und uns auch nicht mit Metatheorien zufriedenzugeben, aus denen das Soziale in falscher Abstraktion herausdestilliert oder etwa zur blossen Frage des Informationsaustauschs verkommen ist.

Richard Münch:

Ich möchte kurz auf Herrn Levys Kritik an der Gegenüberstellung von Kultur und Gesellschaft antworten. Natürlich ist es so, daß Kultur durch gesellschaftliche Subjekte gemacht wird, aber ich glaube, dabei stehen zu bleiben, greift zu kurz. Denn es entstehen dabei ja kulturelle Objekte der verschiedensten Art, die uns wiederum bestimmte Widerstände entgegensetzen und über die wir uns nicht ganz so einfach hinwegsetzen können. Der Ansatz der Konstitution der Kultur durch gesellschaftliches Handeln und nur durch dieses impliziert einen Gesellschaftsoptimismus, gegen den ich mich gerade wenden wollte. D.h. er unterstellt eine prinzipielle Machbarkeit von Kultur und Gesellschaft durch gesellschaftliches Handeln, durch Eingreifen in die Gesellschaft. Was ich aufzeigen

wollte, war gerade, daß wir ein vollständiges Verständnis der gesellschaftlichen Entwicklung und ihrer Widersprüche nur gewinnen können, wenn wir auch die Entwicklungslogik der Kultur und ihrer Widersprüche in ihrer eigenen Qualität und in ihrem Einfluß auf die Gesellschaft erkennen.

Burkart Lutz:

Frau Fischer-Kowalski, nun bin ich doch sehr gespannt, ob Sie lieber mit Ihrer Weiblichkeit zwischen diesen beiden Positionen schlichtend vermitteln oder nicht doch, Ihrem Temperament entsprechend, ganz im Gegenteil den Konflikt noch etwas zuspitzen möchten?

Diskussionsbeitrag

Marina Fischer-Kowalski

Weiblichkeit als Auftrag: Damit habe ich meine Schwierigkeiten. Aber auch mit dem Thema dieses Kongresses, mit dem Thema dieser Schlußveranstaltung habe ich Schwierigkeiten. Man hat mich vor zwei Tagen eingeladen, hier mitzudiskutieren und ich hatte gehofft, bis heute wenigstens einen Teil meiner Widerstände abgebaut zu haben.

»Kultur« – ein Bild kam mir gestern in den Sinn. Kennen sie das? Es ist eine bunte – rosa, grün, violett, manchmal knallrot – Substanz, man kauft sie in kleinen Plastikbechern, garantiert ungiftig, man kann sie werfen auf Gegenstände oder auch Menschen, sie überformt diese mit einer farbig-weichen Oberfläche, rinnt gemächlich herab und hinterläßt glitschige Spuren. »SLIMY« heißt dieses Spielzeug im Handel. Dieses SLIMY kam mir in den Sinn, als ich darüber nachdachte, warum Soziologen mit Kultur spielen.

Ich versuche, zu rekonstruieren, welche Konjunkturen der Begriff »Kultur« in der Sozialwissenschaft hatte.

Seine erste Blütezeit, wenn ich das richtig im Kopf habe, erlebte er vor 90-100 Jahren, als es dank des sich ausbreitenden Imperialismus vielen Forscherpersönlichkeiten gelang, intakte ganz andere Kulturen lebensnah anzufassen und schöne Bilder davon nach Hause zu bringen. Mit diesen idealen Beobachtungsbedingungen für Soziologen und Sozialanthropologen und ihre möglichst nicht eingreifenden, »erhaltenden« Methoden war es dann bald vorbei – die gesonderten, intakten anderen Kulturen verschwanden Stück für Stück von der Bildfläche dieser Welt (auch wenn Soziologen wie mein Vorredner Rosenmayr noch manchmal welche finden und ihnen mit weitaus verbesserter Technik zu Leibe rücken können).

Eine nächste Blütezeit gab es in den Dreißigerjahren, als viel von »Kulturkreisen«, aber auch von Kulturvölkern (und: nicht-Kulturvölkern) die Rede war und der Begriff der Kultur sich ebenso wie der der Rasse für Hierarchisierungen hergab. Und gerade der Begriff der Kultur eignete sich dafür, dank seiner Unbestimmtheit und seines Verweisens auf »qualitative Unterschiede« (im doppelten Sinn des Wortes »Qualität«) vorzüglich. Die Konnotation hochstehend/bewahrungswürdig (gegen gefährliche Kräfte »von unten«) scheint dem Kulturbegriff in

seiner Verwendung durch die Soziologie immer schon eigentümlich gewesen zu sein (vgl. Simmels Gegenüberstellung von Kultur und Zivilisation, Schelers Unterscheidung zwischen »realen Lebensverhältnissen« und dem »Schaffen geistiger Kräfte«, Mannheims Gleichsetzung von Kultur mit Geist oder gar Freyers Kultur als »Gesamterlebnis«, »als eine charakteristische Weise, Mensch zu sein« – vgl. »Volksgeist«¹).

Und heute reden wir Soziologen also auch wieder von Kultur, von »Kultur und Gesellschaft«. Liefert uns dies neuerlich einen Denk- und Kommunikationsrahmen, der uns erlaubt, mit nostalgischem Blick auf Erhabenes (sei es im Großen oder im ganz Kleinen) über reale Widrigkeiten gesellschaftlichen Lebens hinwegzusehen? So zum Beispiel über Arbeitslosigkeit: Meine Durchsicht des Kongreßprogramms förderte nur ein einziges Referat zutage, bei dem »Arbeitslosigkeit« im Titel vorkam. Dies nehme ich als Hinweis, daß auch heute, wo in der Soziologie der Kulturbegriff sicher schon einiges von seiner Erhabenheit eingebüßt hat, er sich noch immer als Programm zur Ausblendung unwillkommen handfester sozialer Realitäten eignet.

Mein Unbehagen an der Kultur wird auch von anderer Seite genährt. Wie steht es um die Unterscheidung von »Kultur« und »Natur«? Dieser Dualismus hat auf diesem Kongreß, soweit ich sehen konnte, so gut wie keine Rolle gespielt. Natur kam nicht vor. Gehört es doch anscheinend nach wie vor zu den impliziten Selbstverständlichkeiten des Begriffs Kultur, das zu umschreiben, was »das Leben des vergesellschafteten Menschen über das Niveau des Tieres hinaushebt« (Bernsdorf 1969, S. 603). Genau das nennen die amerikanischen Öko-Soziologen Catton & Dunlap (1980) das HEP = »human exceptionalism paradigm«.

Der Mensch als ganz besonderes Lebewesen, das aus den Naturprozessen ausgenommen ist, berechtigt und befähigt, sie zu beherrschen.² Daß andere Lebewesen ein Sozialleben haben, daß sie kommunizieren, daß sie Werkzeuge benutzen, lernfähig sind und vielleicht auch etwas wie Sinnstrukturen aufbauen, wird ihnen vielleicht von Sozialwissenschaftlern zugestanden. Aber Kultur haben sie keine – das haben nur wir. Und gerade in einer Zeit, in der Arbeit als das besonders Menschliche ihren guten Ruf einbüßt, dient dann Kultur dazu, die brüchig werdenden Stützpfeiler des Thrones unserer Gattung nachzubetonieren.

Auch als Schritt der Näherung an andere Wissenschaften, die angesichts der ökologischen Probleme unserer Zivilisation ihre Kritik bis in epistemologische Grundsatzfragen vorantreiben, hätte es eine Aufgabe dieses Kongresses sein können, dem biologischen Reduktionismus eine Sichtweise entgegenzusetzen,

1 Siehe dazu Bernsdorf, W.: *Wörterbuch der Soziologie*, Stuttgart 1969, S. 602ff.

2 Buttel, F.H., *Sociology and the Environment: The winding road towards human ecology*, in: *International Social Science Journal* 105 (1986), S. 337-356.

die die Möglichkeit von »Kultur« auch anderen Lebewesen auf diesem Planeten konzidiert. Aber eine zeitgeschichtlichen Umständen angemessene Wiederaufnahme einer Natur-Kultur-Debatte in der Soziologie ist offenbar noch nicht in Sicht.

Burkart Lutz:

Danke, Frau Fischer-Kowalski, meine Erwartungen an Ihr Temperament waren also realistisch. Dennoch bin ich mir nicht sicher, ob wir inzwischen nicht vielleicht doch einigen Konsens geschaffen oder aber einen neuen Dissens kreiert haben. Auf jeden Fall haben Sie die Diskussion schon ein ganzes Stück in die nächste Runde und den Versuch einer ersten Evaluierung dieses Kongresses hineingetrieben. Es wäre jetzt wahrscheinlich Zeit, eine Pause zu machen und dann die zweite Diskussionsrunde genau an dieser Stelle wieder aufzunehmen.¹

1 Der zweite, teilweise recht lebhaftete Teil der Diskussion, an der sich auch eine ganze Reihe von Zuhörern beteiligte, war – nicht zuletzt deswegen – in der Bandaufnahme technisch so schlecht, daß er nicht mehr in einer Form verschriftlicht werden konnte, die für eine Veröffentlichung geeignet gewesen wäre.